

## Die neue Pfarrei

Von Constantin Noppel S. J.

Seit Menschengedenken ist der „Herr Pfarrer“, zumal in deutschen Landen, eine angesehene Persönlichkeit. Aber daß auch die Pfarrei ein eigenes Leben habe, haben sollte, daß sie nicht nur ein Verwaltungsbezirk, ein Seelsorgsdistrikt, sondern eine Pfarrgemeinde, eine Gemeinschaft mit eigener Lebenskraft und Lebensäußerung sein soll, das war doch weithin in Vergessenheit geraten. Das galt fast noch mehr vom Bereich des Übernatürlichen als des Natürlichen. Fast ist man versucht zu sagen, man tat sich etwas zugute, nicht mehr die Gemeinde der „Heiligen“ von Anno Pauli zu sein. Das, was Interesse fand, war etwa noch die Pfarrchronik oder ähnliche Dinge. Selbst gut geleitete Fachblätter, wie „Der katholische Seelsorger“, hatten zum Worte Pfarrei durch Jahrzehnte nichts anderes als einige rechtliche oder rubrizistische Dinge zu sagen, vom Leben der Gemeinde, der Pfarrgemeinschaft ganz zu schweigen. Demgegenüber stellen wir einen Ausschnitt aus dem Geleitwort „Vom Neuen, das werden will“, das Dr. Karl Rudolf dem siebten Jahrgang seiner Zeitschrift „Der Seelsorger“ (Oktober 1930) vorausschickt: „Und dennoch, es will in unserer Christenheit, neben manchem andern, was als Aktivposten anzuführen wäre, etwas werden, was verheißungsvoll ist, das Zukunft in sich trägt, das neues Leben bedeutet, weil es etwas Organisches ist, das unerschöpfte und unerschöpfliche, weil letztlich gnadenvoll-göttliche Keimkraft in sich hat. Aus all den Bewegungen, die durch unser Volk in den letzten Jahren gegangen sind, noch immer gehen: die eucharistische, die liturgische, die Exerzitien- und die Jugendbewegung, aus all dem Rufen nach Organisation, nach lebendigem, praktischem Christentum, nach Laienapostolat, Seelsorgshilfe, nach Katholischer Aktion, auch aus der Not, in die der machtvoll stürmende Feind uns gebracht, in der wir unwillkürlich Geborgenheit, Stütze, Ralliierung, Ausgangspunkt für Gegenangriff, Gegenwirkung suchen, wächst immer stärker, schier alles andere überragend, immer schärfer als Wunsch, als Sehnsucht, als Forderung gerade auch der Laien empfunden und formuliert, die Pfarre als Gemeinschaft, als Pfarrgemeinde.“

Dieses vor sechs Jahren geschriebene Wort Rudolfs schließt eine Zeit des mehr oder weniger bewußten Sammels und Wachsens all der einzelnen, von ihm angedeuteten Kräfte ab und leitet über zu einer Zeit schon in die Breite gehenden immer mehr allseitig erkannten und anerkannten Wachsens des Pfarrgedankens. Die Zeit des bewußten Wachsens und Sammels der Kräfte hebt wiederum etwa sechs Jahre vordem an. Nicht ohne Grund kann man den Aufsatz von Athanasius Wintersig

„Pfarrei und Mysterium“ im Jahrbuch für Liturgiewissenschaft 1925 (V. S. 136—143) als Auftakt bezeichnen. Er stellte u. W. für weitere Kreise erstmalig diese Verbindung her.

Auf die vorgelagerte Zeit kann man mit Schwer in dem Aufsatz „Die alte Pfarrei in der neuen Stadt“ in: Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge (1924 I, S. 60—79) einen Gedanken Theodor Litts anwenden als einer Zeit, da sich „im Leben der Gemeinschaft die Entwicklung vom Unbewußten und Triebhaften zu klarer Bewußtheit“ vollzieht. Es ist die Zeit, in der etwa seit der Jahrhundertwende bald da bald dort sich die Keime neuen Lebens, auch neuen Lebensgefühls und Bewußtseins, sowohl im natürlichen wie übernatürlichen Bereich entfalten und zugleich die Voraussetzung eines lebendigen, familienhaften, also christbrüderlichen Pfarrlebens klar gesehen wird: die Abkehr von der Großpfarrei. Noch gilt dabei vielen mit Schwer die Pfarrgemeinde, die alle Gläubigen zu einer religiösen Gemeinschaft zusammenschließt und sie in der Gemeinde zugleich die Kirche täglich neu erleben läßt, als das „letzte ideale Ziel“, dem gegenüber das Aber der näheren und dringlicheren Aufgabe steht, zunächst soziale Bindungen von Mensch zu Mensch zu schaffen. Noch ist der Gedanke nicht ganz überwunden, daß man, um dem Himmereich Raum zu schaffen, erst das Erdreich bereiten müsse, erst das Dorf entsprechend gestalte, bevor man die Kirche baut. Langsam erst dämmert der Gedanke auf, daß die Kirche im Erdreich der Pfarrei sich wohl fest verankern muß, daß aber auch von ihr eine Kraft ausgeht, Menschen zu fassen und Gemeinschaft zu formen, daß sie berufen ist, nicht nur Krone, sondern auch Grundstein menschlicher, ja auch völkischer Gemeinschaft zu sein. Das Wort: „*Gratia supponit naturam*“, wird oft allzu bildlich dahin verstanden, als müßte der natürliche Bereich zuerst, losgelöst vom Gnadenbereich, geschaffen werden, als ob die Gnade erst ein fertiges Gebilde erfüllen oder gar nur krönen könnte, nicht aber bereits vom ersten Augenblicke an ihre ganze Kraft entfaltetete, mit aufbaute und wirkte. Gewiß waltete diese Auffassung mehr unbewußt. Aber dennoch hatte diese Zweistöckwerktheorie gerade mit Rücksicht auf den Aufbau nicht nur der Pfarrgemeinde, sondern der christlichen Gemeinde und Gemeinschaft schlechthin lange Zeit nicht unerhebliche Schwierigkeiten geboten, ein klares Erfassen der Aufgabe gehemmt.

Heute nun, wieder sechs Jahre nach jenem Leitwort Dr. Rudolfs im Seelsorger kann der Inhalt des Begriffes der neuen Pfarrgemeinde als ein gesicherter Besitz gelten. Dies gilt nicht etwa nur für den deutschen Raum. Wenn z. B. für das Jahr 1936 der Heilige Vater selbst der katholischen Jugend Italiens als Aufgabe, besser als Eroberungsziel (campagna) „das Pfarrleben des Jungen“ gegeben hat, so zeigt sich ohne weiteres die weltweite Bedeutung und Anerkennung der Aufgabe, den Gedanken der wieder neu erkannten Pfarrei ins frische Leben umzusetzen. Mit Bezug auf dieses Apostolat der Jugend für das Pfarrleben umschreibt der Osservatore Romano (22. Juli 1936) dieses Leben wie folgt: „Seelsorgseinheit der Kirche, ist die Pfarrei in der Tat der gegebene Weg, auf dem sie die Seelsorge ausübt und den Gottesdienst bewirkt, die Urzelle

des von Christus gegründeten hierarchischen Organismus, um in der Welt seine Heilsaufgabe weiterzuführen. Sie ist zugleich das Haus, in dem Jesus, der göttliche Gast, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, um sich von hier den Seelen wieder zu schenken und sie wieder aufleben zu lassen zum Leben der Gnade. — In der Pfarrei findet das liturgische Leben sein Zentrum. Hier entfaltet sich mit erhöhtem Eifer und Tatkraft die sittliche und geistliche Hilfe für die Großzahl der Gläubigen. Hier müssen sich alle Kräfte der katholischen Laienschaft treffen, einig und geschlossen im heiligen Kreuzzug für die Wiedergewinnung jeglicher sozialen Gliederung für Christus.“

So ist wohl die Zeit gekommen, rückschauend zu prüfen, wie die neue Gemeinde allmählich wurde. Dabei wird sich von selbst ergeben, wie die einzelnen Faktoren auch heute noch mitwirken müssen, soll die Pfarrei wirklich lebendig bleiben. Es wird sich ergeben, was mehr nur zum ersten Aufbau, zum Wachsen der ganzen Auffassung von der Pfarrei und ihrer neugewonnenen Bedeutung notwendig war.

Die Entwicklung, in der wir heute, wenn auch vielleicht nicht ein endgültiges Ergebnis, so doch sicher einen Markstein erreicht haben, beginnt eigentlich schon anderthalb Jahrhunderte vor uns. Der geistige Wandel des Zeitalters der Französischen Revolution, der Einbruch der Maschine in das Gesellschaftsleben, somit der geistige, gesellschaftliche, wirtschaftliche Liberalismus im Bunde mit den gewaltigen Erschütterungen, die der Herrschaft des ersten Napoleon folgten, mußten auch die Voraussetzungen der Seelsorge sowohl von der geistigen wie der sozialen Seite her wesentlich umgestalten. Zunächst allerdings war das Ergebnis weithin die Gestaltlosigkeit, die Auflösung aller geistigen und sozialen Bindungen. Gewiß nicht gleichmäßig überall. Aber doch überall gleichartig, wohin dieser Geist im Laufe etwa eines Jahrhunderts sich bald langsam, bald sprunghaft vorschob. Es ist nicht ohne Reiz zu sehen, wie mit Beginn der gleichen Zeitenwende auch die Seelsorgswissenschaft, Pastoral, zum ersten Mal als selbständiger Wissenszweig der Theologie gefaßt und gelehrt wird. Mochte Josef II., der Hauptförderer dieser Maßnahme, dabei auch vor allem versuchen, der wankenden, gärenden staatlichen Gesellschaft von seiten der Kirche und des religiösen Lebens her stärkere Bindungen zu geben, so war doch auch dieses Bestreben eben in der ganzen Zeitlage mitbegründet. Freilich sollte es fast mehr als ein Säkulum dauern, bis von dieser Wissenschaft in der Richtung auf die Pfarrei wirksame Anregungen ausgingen. Waren die ersten Jahrzehnte dieses Zeitraumes ausgefüllt mit den umstürzenden Ereignissen selbst, so begann der Aufbau zunächst mit dem Versuche, überhaupt wieder neue Bindungen zu schaffen.

Frankreich, das am schwersten unter den Stürmen der Wende des achtzehnten Jahrhunderts gelitten hatte, begann. Geistliche Genossenschaften und Bruderschaften, aber auch ganz neue Gebilde, wie die Vinzenzkonferenzen Ozanams, waren in starkem Ausbreiten die Früchte dieses Beginns. So kam es, daß damals Frankreich der deutschen Seelsorge als Muster vorgestellt wurde, die sich nicht länger damit trösten dürfe,

daß Frankreich nun einmal das „Land der Assoziationen“ sei!<sup>1</sup> In Deutschland blieben solche Rufe zwar nicht erfolglos. Aber sie setzten sich schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts um in die Bildung von sozialen Vereinen, allen voran der Gesellenverein Vater Kolpings (1848). Namentlich mit dem Abklingen des Kulturkampfes, mit der steigenden Erkenntnis vom Anwachsen eines christentumfeindlichen Sozialismus in den entwurzelten Massen, entstanden neue Vereine, teils echte Standesvereine, d. h. solche, die, wie die kaufmännischen Vereine, den gesamten Berufsstand, also Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wie auch die verschiedenen Stufen unter den letzteren umfaßten, teils mehr Umweltvereine, d. h. solche, die eben die Menschen der gleichen Lebenslage, Lebenshaltung, zumal der gleichen Beschäftigung, Arbeitsweise zusammenführte. Hier blühten vor allem die Arbeitervereine auf. Durch die begreifliche und in gewissem Umfange auch berechtigte starke Betonung dieser Neubildungen in der katholischen Öffentlichkeit wurde nun schon an sich die Aufmerksamkeit von der Gemeindebildung stark abgelenkt. Man kam dadurch ferner sehr stark in den Bereich rein diesseitiger Ideologien. Gewiß blieb der Blick auf die göttliche Weltordnung stets wach. Man wollte bewußt diese und gerade diese wiedererwecken und zu neuem Ausdruck bringen. Aber wie schon eingangs angedeutet, man wollte zunächst die „Natur“ gleichsam isoliert aufbauen. Dies galt selbst dort, wo man mit vollem Bewußtsein nicht nur Stände, sondern selbst Volksgemeinschaft, Nachbarschaft pflegen und hegen wollte. Ein Beispiel hierfür sind manche der in ihrer Art vollendeten Schriften von Anton Heinen. Selbstverständlich trat diese Auffassung nicht überall mit der gleichen Schärfe hervor, und selbst dann wurde — um jedes Mißverständnis auszuschließen, sei dies ausdrücklich betont — natürlich „das religiöse Leben“ der Mitglieder bewußt gepflegt. Die starke Kultivierung gerade dieser Seite des Lebens der Gemeinschaft hatte aber zur weiteren Folge, daß die unmittelbar religiösen gemeindebildenden Faktoren, wie sie teilweise schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus Frankreich herübergekommen waren und dann in deutschen Landen selbständig weiterentwickelt wurden, so besonders neben den Vinzenzkonferenzen die Volksmissionen, immer mehr in den „rein kirchlichen“ Raum abgedrängt wurden. Man sah zumal die Volksmissionen als eine Sache lediglich der Geistlichen, vielfach sogar nur als eine Art großes Reinemachen, allzu sehr unter dem Gesichtspunkt der Einzelseelsorge an. Über den Bereich der Pastoral im engsten Sinne wurde die Bedeutung dieser Maßnahme in der weiteren Öffentlichkeit kaum mehr gewürdigt. So trat die einseitige Entwicklung nach der ständisch-natürlichen Seite noch schärfer äußerlich hervor, als es wohl der wahren innern Lage entsprach. Schließlich ergab sich, als man dieser einseitigen Standespflege sich allmählich bewußt wurde und mit religiöser Gegenarbeit einsetzte, daraus zunächst noch eine neue Hemmung der Gemeindebildung, die Professor Schwer (Die alte Pfarrei in der neuen Stadt S. 75) als eine Tendenz zur Bildung von Personalpfarreien bezeichnet. Er weist

<sup>1</sup> Vgl. Katholik 1843, Beilage S. 29, zitiert bei Schwer, Der soziale Gedanke in der katholischen Seelsorge, S. 91.

dabei auf religiöse Vereinigungen mit eigenem Seelsorger, Gottesdienst, selbst „Hirtenbriefen“, auf die Schulgemeinden um die höheren Schulen, den besonderen Gottesdienst für die Gebildeten und anderes mehr hin. Zu diesem ändern muß man natürlich rechnen, wenn der Pfarrer nur Arbeiter- oder Bauernpastor und dergl. ist. Unter Anerkennung des sich hier offenbarenden Seeleneifers bemerkt Schwer: „Aber die Frage bleibt bestehen, ob in manchen Fällen das Gute, das sie stiften, nicht zu teuer erkauft ist mit der Aushöhlung und Schwächung, ja bisweilen mit einer bedenklichen Proletarisierung der Pfarrgemeinde, die allen alles sein sollte.“ Die meisten von uns kennen ja noch die scharfe Aussprache, die sich beim Erwachen des Pfarrbewußtseins an die Frage nach dem Werte der Vereine, vielfach selbst deren Existenzberechtigung überhaupt, anschloß. Seit Kriegsende kam sie wohl nicht mehr zur Ruhe. Einen bezeichnenden Beitrag hierzu bot z. B. Dr. G. Kremer in: Theologie und Glaube (Paderborn 1922) „Das Vereinsproblem“. Er hält es für notwendig, daselbst zu erklären: Seelsorge ist Sache der Pfarrgemeinde. Auch der Wiener Pfarrer Josef Schmid erhebt auf der Wiener Seelsorgetagung, Dezember 1933, noch lebendige Klage, wie weit die reale Wirklichkeit mit ihrer Vielzahl von Gruppen, von der Idee, die nur die Kinder und die vier sog. Naturstände als Standesvereine oder Gruppen kennt, abweicht<sup>2</sup>.

So ist es denn wohlbegreiflich, daß all diese großen Mühen das Kommen der Pfarrgemeinde als Christengemeinde, geschweige denn als bewußte Christusgemeinde nicht nur nicht förderten, sondern eher noch verzögerten. Einerseits erhoffte man zuviel von der rein irdischen Bereitung des Gottesreiches auf Erden durch ständische Gliederung, durch Brauchtum und Volksbildung natürlich-ethischer Art, und andererseits vertraute man wieder zu wenig auf die Fähigkeit des Menschen als Werkzeug der Gnade an der Errichtung des Gottesreiches mitschaffen zu können. Dagegen haben diese Anstrengungen in einer Zeit sonstiger Ratlosigkeit, des Darniederliegens einer wirksamen Pfarrseelsorge, sei es auch nur wegen der übergroßen Seelenzahl, ohne Zweifel Millionen von Gläubigen im lebendigen Glauben erhalten, viele für ihn wiedergewonnen. So bildet sich aus diesen treuen Mitgliedern der alten und aus der ganzen Zeitlage heraus gewiß auch hochverdienten Vereine in zahlreichen Fällen auch der zu neuem Wachstum bereite Kern der „neuen Pfarrei“. Dies gilt besonders dort, wo mit dem religiösen auch ein lebendiges, gut christliches Familienleben gepflegt wurde. Die Familie mit ihrer größeren Selbsthaftigkeit, mit ihren Mann und Frau gemeinsamen Interessen, allgemeinen Lebensinteressen mehr noch als Standesinteressen, ist ja als christliche Familie schon ein kleines Abbild der Christengemeinde, wie sie uns in der Pfarrei entgegentritt. „Will ja die Pfarrei selbst wieder eine zweite Familie, eine Familie der Seelen sein, in der das Haus die Pfarrkirche ist und der Altar das Herdfeuer, von dem Jesus aus die Familie nährt“ (Oss. Rom. a. a. O.).

<sup>2</sup> Die lebendige Pfarrgemeinde, Tagungsbericht 1934, Wiener Seelsorge-Institut, Seite 57 f.

Während so die praktische Arbeit ihren Weg nahm, ohne jedoch das Ziel klar zu sehen, vor allem ohne die offenkundige und unentbehrliche Freude an diesem Ziele, begann sich allmählich in der zugeordneten Wissenschaft Verständnis für die Lage zu regen. Lange genug hatte sie so gut wie ganz geschwiegen. Gewiß hatte sich hier oder dort eine Stimme erhoben. So bringt Schwer (Der soziale Gedanke S. 40—42) aus dem in Landshut erscheinenden Seelsorger einen Beitrag vom Jahre 1844, der die Lage gerade mit Rücksicht auf die Pfarrei und ihre Bedrohung durch die neuen Verhältnisse mit jeder nur wünschenswerten Klarheit sieht und in die Klage ausklingt: „Während wir auf alle Weise uns allenthalben vollauf Arbeit machen, für die katholische Lehre zu sprechen und zu eifern, unsere religiösen Zustände zu erneuern, das Volk in frommen Aufruhr zu versetzen und alle geistlichen Fahr- und Lebensstraßen in bessern Zustand zu setzen, lassen wir die Parochialverhältnisse auf ihren alten ausgefahrenen Wegen, so gut es gehen will, sich mühsam fortschleppen. Während man, von dem religiösen und sittlichen Elend der Zeit tief ergriffen, voll der wohlwollendsten Absichten, die heilige Wissenschaft neu zu beleben sucht, Klöster ins Dasein rufen will, geistliche Anstalten mancher Art einführt und mit Überanstrengung und lautem Gerede an anderm religiösen Außenwerk baut, hören wir von der Errichtung neuer Pfarreien, von Teilung allzu großer, von Arrondierung höchst unnatürlich gelegener kirchlicher Gemeindeteile, von der Verbesserung schlechter Pfründen, von Vermehrung der Hilfspriesterstellen kaum Weniges verlauten.“ Die kommende Zeit des Ausbaues der ständisch bedingten Seelsorge drängte solche Stimmen erst recht wieder zurück.

So blieb es dem Wiener Professor Swoboda beschieden, in seiner „Großstadtseelsorge“ (1909), ausgehend von dem Verlangen nach persönlichem Kontakt zwischen Seelsorger und Pfarrkind, den Gedanken der Seelsorgspfarrei wieder zum Durchbruch zu bringen. Die Pfarrei, auch der Großstadt, soll nicht mehr Seelen haben, als der Pfarrer, unterstützt durch zwei oder drei Hilfsgeistliche, persönlich erfassen, kennen lernen und betreuen kann. Die Zeit, da man versuchte, für neue große Stadtviertel möglichst große Kirchen, gewiß zugleich auch oft Zierden der Städte, zu bauen, und dann Sorge hatte, die Kirchen könnten nicht mehr gefüllt werden, wenn die übergroße Pfarrei geteilt werde, ist glücklich überwunden. Auch die geldlichen Schwierigkeiten werden mancherorts durch die Bildung sog. Gesamtverbände, wodurch sich die Last der Neubauten gleichmäßiger auf die ganze Stadt verlegt und die gewöhnlich armen Außenviertel entlastet, wesentlich gemildert. Noch sind natürlich längst nicht alle örtlichen Widerstände und Schwierigkeiten überwunden, aber an der Notwendigkeit, zum Ziele zu gelangen, zweifelt man nicht mehr. Dort wo eine Pfarrgründung noch nicht möglich ist, beginnt man wenigstens mit einer Seelsorgestation, wie gerade in Wien die sog. Gottessiedlungen inmitten der Riesenpfarreien als wertvolle Hilfe sich erweisen. Es muß auch anerkannt werden, daß seit den Tagen Swobodas, namentlich unter dem Einfluß des Regens des Wiener Priesterseminars, Msgr. Handloß, und einiger seiner Schüler, Wien gerade für den

weiteren Ausbau, aber auch die praktische Durchführung des Gedankens der lebendigen Pfarrgemeinde eine hervorragende Bedeutung behielt. Äußere Zeichen dieser Arbeit und Bewegung sind vor allem die 1923 unter Regens Handloß als Herausgeber entstandene und von Dr. Rudolf geleitete Zeitschrift „Der Seelsorger“, Monatsschrift für zeitgemäße Homiletik, liturgische Bewegung und seelsorgliche Praxis, wie auch das 1931 gegründete Wiener Seelsorge-Institut. Durch die planmäßige, aus der überreichen Wiener Seelsorgsnot und Erfahrung stets lebensnah gespeiste Arbeit dieses Kreises ist so gerade die alte Kaiserstadt, von der einst die Pastoral als Hilfswissenschaft des Staatskirchentums unter Josef II. ihren Ausgang nahm, für die Weckung der ganz von Christus und seiner Kirche her gesehenen Pastoral von ausschlaggebender Bedeutung geworden.

Gewiß war auch die Erkenntnis der Notwendigkeit der Seelsorgspfarrrei, ja selbst die Neueinrichtung und Teilung, um zu entsprechenden Pfarreien zu gelangen, an sich lediglich Vorbedingung. Das neue Leben selbst war damit noch nicht gegeben, wohl aber die Möglichkeit hierzu. Zum persönlichen Kontakt mit dem Seelsorger mußte ja von selbst auch ein besseres Sichkennen der Gemeindeglieder kommen, verbunden mit einem Ausgleichen der starren Standes- und Berufsgrenzen. Die kleinere Zahl der Pfarrangehörigen zwingt sodann den Seelsorger von selbst, will er nicht auf Vieles an Gottesdienst, Gesang und freudigem Gemeindeleben verzichten, die einzelnen Gläubigen stärker zum tätigen Mitschaffen und Anpacken zu bringen. So könnte schon die entsprechend geformte Pfarrei an sich unter kluger, kundiger Leitung dabei selbstverständlich priesterlicher, also gottgesandter, begnadeter Leitung auch unmittelbar heiliges Feuer fangen, lebendig werden. Tatsächlich kam aber diesem Beginnen noch eine ganze Reihe von lebendigen Kräften, neuen Strömungen und Bemühungen entgegen, die alle, wie von der Vorsehung gerufen, sich mit in den Dienst des Wiedererwachens der Pfarrei stellten.

Schon der neue Aufbruch, der seit der Jahrhundertwende auch durch die deutsche Jugend ging und kurz vor dem Weltkrieg allmählich katholische Jugend als solche zu erfassen begann, war für das neue Wachstum von großem Werte. Denn dadurch kam auch in weite Kreise des katholischen Volkes, zunächst natürlich in seine reife Jugend, das Bewußtsein des großen Zeitenwandels, der mit dem neuen Jahrhundert anhub. Mit diesem Bewußtsein kam Aufgeschlossenheit für neue Gedanken und Anregungen, ja eine gewisse Unruhe, ein Suchen und Tasten, wie Christus auch in dieser neuen Zeit wohl wieder der Herr werde, wie das Gesicht seiner Gemeinde sich in dieser Zeit formen müsse.

Diese Bewegung, gemeinhin als die Jugendbewegung bekannt, erhielt durch den Weltkrieg und seine Erlebnisse neue starke Nahrung, wurde zum Teil durch ihn auch in neue oder doch gewandelte Bahnen gelenkt. Dieser Einschlag des Weltkrieges bestand nicht nur darin, daß nach dem Zusammenbruch gegen den Ansturm des Unglaubens von selbst sich alle Kräfte aufraffen und enger zusammenscharen mußten, daß auch die schläfrigsten Gewissen jählings aufgeweckt wurden. Mit Recht nennt

schon 1915 Pfarrer Franz Menke in einem Aufsatz „Pfarrseelsorge im Kriege“ (Theologie und Glaube VII., S. 130), eine weitere erfreuliche Wirkung des Krieges „das Erwachen des Zusammengehörigkeitsgefühls der Menschen untereinander und damit eine herrliche Betätigung des Opfermutes und der Nächstenliebe“. Von besonderer Bedeutung für das Verstehen der Pfarrgemeinde als Gemeinde aller Christen wurde eben dieses durch den Krieg geweckte Zusammengehörigkeitsgefühl, der Geist der Verbundenheit über alle Stände hinweg, wie er im Schützengraben gewachsen war.

Erleichterten solche natürliche Entwicklungen die Aufgabe, so trugen andere im kirchlichen Bereich auftretende Bestrebungen unmittelbar zur Schaffung der neuen Pfarrgemeinde bei. An erster Stelle nennen wir hier das Laienapostolat und die Seelsorgshilfe. Auf dem Boden namentlich des Deutschen Caritasverbandes zeichneten sich diese Bestrebungen allmählich schärfer ab. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Faßbender, Berlin, der vor nicht langer Zeit seinen 80. Geburtstag feiern durfte, und Pfarrer Dr. Maxen, Hannover, sind neben dem damaligen Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes, Prälaten Werthmann, wohl als die rührigsten Vertreter dieser Gedanken zu nennen. Ging ihr eigenes Denken und Planen auch schon auf frühere Jahre zurück, so hatte doch der von Wien ausgehende Ruf Swobodas in diesem Kreise seine Heimstätte in Deutschland gefunden. Man darf wohl sagen, daß die auf Grund einer von Werthmann einberufenen Konferenz in Essen unter dem Vorsitz Maxens gebildete Freie Vereinigung für Caritashilfe in der Seelsorge die Umsetzung der Gedanken Swobodas ins Leben zunächst am energischsten in Angriff nahm. Mancherlei auch für den unvermeidlichen Betrieb einer lebendigen Gemeinde notwendiges Rüstzeug wurde hier bereitet und in Umlauf gesetzt. So sind zu nennen die Arbeiten für die Pfarrkartei, das Pfarrblatt und all die verschiedenen gedruckten Hilfsmittel der Seelsorge, wie sie z. B. auf Grund der Arbeiten der Freien Vereinigung schon 1914 die Schrift von Chwala „Drucksachen im Dienste der Seelsorge“ bot. Wichtiger aber als die Bereitung dieser sachlichen Hilfsmittel waren die Versuche, persönliche Hilfskräfte aus dem Laienstande dem Seelsorger zuzuführen. Bei der Bedeutung dieser Angelegenheit war es nur zu natürlich, daß sie lange Jahre, mehr als ein Jahrzehnt, bis zu ihrer Ausreifung brauchte. Nachdem die Versuche in der Richtung auf eine Art Neubildung des alten Diakonats, auch über die gewöhnlichen Kirchendienste, wie des Küsters, vorläufig zu keinem Ergebnis führten, setzte sich 1920 mit Gründung einer eigenen Caritasschule zur Ausbildung von Laienhelferinnen in der Seelsorge zunächst die berufliche Frauenhilfe in der Seelsorge, die Seelsorgs- oder Gemeinدهelferin, durch. Damit waren denn auch für die, wie wir schon sahen, im Anfang der zwanziger Jahre immer klarer, und zwar gerade in den Großstädten, hervortretende Bewegung auf die neue Gemeinde hin wichtige und für große Verhältnisse unentbehrliche Kräfte bereitgestellt.

Hatte sich so aus dem Bestreben der Freien Vereinigung zunächst die berufliche Laienhilfe entwickelt, so ließ doch auch der bewußte planmäßige



Einsatz der außerberuflichen Kräfte, der Liebestat an den Brüdern und Schwestern im Herrn, in der Zeit, die der eigene Erwerbsberuf übrig läßt, nicht länger auf sich warten. Das Schriftlein von Wilhelm Aufenanger: „Die organisierte Caritashilfe in einer Industriepfarrei“, 1922, dem schon im andern Jahr Max Kallers, des heutigen Bischofs von Ermland, „Aus einer Großstadtpfarrei“, folgte, sind Zeugen dieses aufkeimenden Lebens.

Ein gut Teil dieser Kräfte war ohne Zweifel in der Stille der geschlossenen Exerzitien gewachsen, die seit Kriegsende mit immer größerer Planmäßigkeit und Liebe gepflegt wurden, teilweise nach holländischem Beispiel auch bewußt die Glieder einer bestimmten Gemeinde bzw. Pfarrei gemeinsam zu erfassen suchten (vgl. hierzu auch das Schriftchen „Die Pfarrgemeinschaft“ von Dr. Paul Widmer, Luzern, 1935).

Was als schönste Frucht aus all diesen Bemühungen entstehen und neben den aus der Liturgie quellenden Gnadenkräften als stärkste Kraft auf die neue in Christus wiedergeborene Gemeinde hindrängen mußte, und zwar ganz aus Innerstem heraus, war die Caritas selbst, die durch die große Caritasorganisation, die Caritasverbände, ja vor allem wachgerufen werden sollte und auch in immer steigendem Maße wachgerufen wurde. Mit Recht schreibt Wiesen in der Zeitschrift „Die Seelsorge“ (1923): Die Liebestätigkeit verlangt nach der Gemeinde. „Kirchliche Gemeindec Caritas setzt voraus, daß das christliche Gemeindebewußtsein tief in den Seelen verankert liegt, und dies ist nichts anderes als heilige Nächstenliebe“ (Bd. 2, S. 24). Auch hier waren fast zwei Jahrzehnte notwendig, bis aus den Anfängen des 1897 gegründeten Verbandes sich die Kraft der innern Verbundenheit im Geiste tätiger Bruder- und Nächstenliebe hinreichend verdichtete, um bis in die einzelnen Gemeinden hineinwirken zu können. Einen entscheidenden Antrieb hierzu gab die Anerkennung des Caritasverbandes als Organs für die Werke der christlichen Liebestätigkeit in den einzelnen Diözesen auf der Fuldaer Bischofskonferenz 1916. Nun konnte von hier aus das bewußte Wecken des alle Glieder umfassenden und bindenden Caritasgeistes in die einzelnen Gemeinden getragen werden. Nun konnte Caritas von innen her ihr Wirken beginnen, mußte nicht mehr wie ein Fremdling an der Türe um Einlaß bitten. Klaren Ausdruck erhielt schließlich dieser Gedanke der lebendigen Pfarrcaritas in dem Herz-Jesu-Liebeswerk. 1931 von der Erzdiözese Freiburg ausgegangen, hat es bis heute schon über ein Zehntel aller Pfarreien Deutschlands erfaßt. Die innige Verschmelzung der tätigen Nächstenliebe als Frucht der Caritas mit der Gemeinde brachte dieser vor allem eine unmittelbar zum Leben hingewandte sichtbare Aufgabe. Hier gilt es nach dem Wort des Johannesbriefes, die Liebe zum unsichtbaren Gott an der Liebe zum Bruder, den man sieht, zu erweisen. Damit ist vor allem auch von den Gemeinden die Gefahr eines Spiritualismus, einer einseitigen Geistigkeit abgewandt. Wer sich stets um die Not seines Bruders sorgt und ihm aus dem Eigenen hilft, kommt nicht in Gefahr, in die Wolken zu bauen oder die Augen vor der harten Wirklichkeit zu verschließen. Wer Christus in seinen Brüdern erkennt und sieht, der darf sich auch mit voller Hingabe dem Eucharistischen Christus schenken.

Dieser Eucharistische Christus, der ja Mittelpunkt der Gemeinde sein muß, ist ebenfalls in diesen letzten Zeiten durch Pius X. uns und damit auch der ganzen Gemeinde besonders nahegebracht worden. Je öfter Christus der Herr die Seinen beim Opfermahle um sich findet, um so enger müssen sich von selbst die gegenseitigen Bande schlingen. Je mehr aber das heilige Opfer wieder in den Mittelpunkt unseres Betens rückte, je mehr damit das Verständnis auch für die Feier der heiligen Geheimnisse, für die Liturgie überhaupt wuchs, um so mehr drängte wieder alles zur Vergemeinschaftung, zum gemeinsamen Leben in Christus, zum Chor der Beter und Sänger. Da aber dieser ganze feierliche Dienst Gottes wie auch die Spendung der Sakramente sich in der Regel im Herzen der Gemeinde, in der Pfarrkirche abspielen, war auch hier der Schritt zur Pfarrgemeinde eine Selbstverständlichkeit, ja innere Notwendigkeit. So hat die Liturgische Bewegung ihren ganz besondern Anteil an der Neubelebung der Pfarrgemeinde genommen. Ein Vorkämpfer der Liturgischen Bewegung, Abt Herwegen, sagte 1924 in Wien gelegentlich der Tagung des Liturgischen Priesterkreises: „Die Pfarrgemeinde ist die Vertretung der Gesamtkirche. Seelsorge, die auf dem Gnadenstande aufbaut, führt — weil liturgisches Leben nur in der kirchlichen Gemeinschaft möglich ist — notwendig von dem einzelnen Erlösten zur Gemeinde der Erlösten, der Pfarrei.“ Die Liturgische Bewegung selbst gewann im Laufe der Regierung Pius' X., so besonders im Anschluß an seine Verordnungen über die kirchliche Musik, die Pflege des Volkschors, schärfere Umrisse. Die tätige Anteilnahme des Volkes an der Meßfeier, wie sie besonders durch die Schottischen Meßbücher erleichtert wurde, und vor allem das neuerwachte Leben im Anschluß an das Jahr der Kirche, brachten eine fast unerschöpfliche Bereicherung an Gedanken- und Gnadengut, an lebendiger Anteilsmöglichkeit beim Vollzug der heiligen Geheimnisse im Angesichte der ganzen Gemeinde, für das tiefere Eindringen in den letzten Sinn der lebendigen Pfarrgemeinde.

Damit war aber auch schon das Tor geöffnet zum letzten Schritt, zum Eindringen unmittelbar in das Heiligtum, zum heiligen Geheimnis, dem *Mysterium*, zu Christus als dem geheimnisvollen Haupte, seiner Kirche und somit auch der Pfarrgemeinde, die ja, wie wir oben lasen, die Urzelle des von Christus gegründeten Organismus, seines geheimnisvollen Leibes ist. In diesem Sinne bedeutete der eingangs erwähnte Aufsatz „Pfarrei und Mysterium“ einen entscheidenden Schritt. Mit diesem Bekenntnis war endlich das Feuer vom Himmel gefallen, das erlösende Wort gesprochen. Der Aufsatz bemüht sich vor allem, an der Hand des neuen kirchlichen Rechtsbuches und seiner Bestimmungen über die Pfarrei zu zeigen, wie mit diesem Wort nichts Neues geboten, sondern nur uraltes und ureigenes Glaubensgut in neue für die Zeit greifbare Fassung gebracht wird. Damit ist klargelegt, daß die wesentliche Arbeit für die lebendige Pfarrgemeinde nicht von der Bereitung soziologischer Bedingungen, so wichtig diese auch bleibt, primär auszugehen hat, sondern von Christus dem Spender der Gnaden, dem Urquell der Sakramente, vom Eucharistischen Christus als dem lebendigen Mittelpunkt der Gemeinde, von Chri-

stus schließlich als dem geheimnisvollen Haupte der Ecclesia, der Gemeinde als Christi Leib. Dies sind dieselben Gedanken, die einer der hervorragendsten Jünger des göttlichen Meisters, der so früh verewigte Pfarrer Konrad Jakobs (Mülheim-Ruhr) in seinem Aufsatz „Das Mysterium als Grundgedanke der Seelsorge“ niederlegte. Seine Worte haben besondere Bedeutung, weil sie von einem stammen, der erst tat und dann schrieb: „Wir müssen zurück zum Zentralen. Es ist Hungersnot für die Seelen: Da geht allem voraus die Sorge ums Brot. Dieses Brot ist Christus: Nicht nur im Kommunizieren, auch als Lebensform. Christumystik ist nicht das Vorrecht weniger Auserlesener im ruhenden Beschauen. Im Mysterium gibt es eine Christumystik, die jeden Priester ergreift und jeden Christen, der am Sonntag vor dem Altare steht: Das Tun der Erlösertat in Christus und der Kirche. Die Reformen Pius' X. sind ohne Frage der Anfang einer Bewegung von der Peripherie zum Zentrum. Nachdem der Weg zur Peripherie viele Jahrhunderte dauerte, stellt seine Entfaltung dogmatisch gewiß reiches Gut dar, das nicht verloren gehen kann; denn jede Entwicklung der Gesamtkirche liegt im Plane Gottes. Aber die Quelle soll darum nicht vergessen werden. Sie allein kann auf die Dauer den Strom der Entwicklung speisen. Ein Zurück zur Liturgie, zum Mysterium, bedeutet aber ein Zurück zur Quelle“ (Bonner Zeitschrift für Theologie 1928, S. 367).

Es war eigentlich nur selbstverständlich, natürlich, daß der so wieder neuerfaßten Kirche in all ihren Teilen und Gliederungen, also bis in die letzte Gemeinde hinein, neue Kräfte entströmen mußten. Dies geschah denn auch, und wir stehen noch mitten in diesem Geschehen und Werden durch die Entbindung der Kräfte der Katholischen Aktion. Auch sie müssen und wollen ja als gliedverbunden mit den hierarchischen Organen des mystischen Herrenleibes von dessen Haupte ausgehen, von ihm die Kraft empfangen. Mögen diese Kräfte äußerlich manches, ja vieles bis selbst zur äußern Erscheinung gemein haben mit den einstens für notwendig erachteten und auch notwendigen neuen sozialen Gemeinschaftsbildungen zur Abstützung des wankenden soziologischen Unterbaues der Pfarrei — um ein Wort Schwers zu gebrauchen —, so sind sie nunmehr eben nicht mehr äußerlich eingeschaltete Abstützungen, sondern aus der eigenen Lebenskraft des neuerwachten Organismus, der erneuerten lebendigen Gemeinde geborene Kräfte. Sie tragen etwas von jener gewaltigen Schöpferkraft in sich, der es genügt, ihren Geist auszusenden, und es wird das Angesicht der Erde erneuert.

So steht denn, vorbereitet in den Wehen eines Jahrhunderts, gestaltet in dem Werden eines Menschenalters, die neue lebendige Pfarrei, nein nunmehr Pfarrgemeinde vor uns, gottgeboren, aber in die Welt gesandt, nicht daß sie diese fliehe, sondern überwinde und gestalte.